

*Ich bin so wild
nach deinem
Erdbeermund*

KLAUS KINSKI

*Ich bin so wild
nach deinem
Erdbeermund*

TRITON PUBLISHING

– Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek –
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

IMPRESSUM

ISBN: 978-9465012452

KLAUS KINSKI: ICH BIN SO WILD NACH DEINEM ERDBEERMUND

Deutsche Neuauflage 2024 by © Triton Publishing®

Lektorat und Umschlaggestaltung: das_redaktionsbuero_muc

Covermotiv: Porträt Klaus Kinski, ca. 1955

Herausgeber: © Triton Publishing®

Gesetzlich geschützte Lizenzausgabe

Triton, Schellingstraße 5, 80799 München

Herstellung und Verlag: Brave New Books,

Weteringschans 259, 1017 XJ Amsterdam

Gesetzt aus der Garamond

Inhalt und Design dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung und Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, sowie der Übersetzung in andere Sprachen. Eine unlicenzierte Veröffentlichung der Inhalte dieses Buches wird juristisch verfolgt.

— INHALT —

Vorwort des Herausgebers.....	7
ICH BIN SO WILD NACH DEINEM ERDBEERMUND.....	9
Eine Million Mark.....	9
ERSTER TEIL – ASPHALT-	
DSCHUNGEL	13
Haltet den Dieb.....	13
Blut geleckt.....	15
Wo ist ein Platz für mich.....	18
Ich will weg von hier, weg! Weg!.....	23
Wohnung	33
Kinderhölle.....	35
Nähmaschine.....	37
Mein Zuhause ist die Straße.....	40
Beischlaf.....	50
ZWEITER TEIL – DER STENGEL	
WÄCHST IN DIE HÖHE	53
Die Töter.....	53
Die Marokkaner.....	60
Krepiert.....	63
Schauspieler, was ist das	63
Ich muss es allein rausfinden	66
Prinzen, Diebe, Huren, Mörder.....	68
Man könnte meinen, ich liege nur in Betten rum	74
Ich mache den größten Schauspieler des 20. Jahrhunderts aus ihm	77
Ost	82
West.....	87
Villon, das bin ich.....	95
La voix humaine.....	98
Erwachsenenhölle	106
Draußen.....	113
Idiot	125
Das Geschwür	131
Cadillac.....	137

Handschellen	140
Palais Kinsky.....	145
Kuss.....	148
Im Prater blühen wieder die Bäume.....	150
Reptilienfonds	157
Als mich das Blut durchkochte dreißig Jahr..	159
Esso	225
Zum letzten Mal Hasch	237
DRITTER TEIL – SHIP UNDER GOD..	239

*Ich schrie mir schon
die Lungen wund
nach deinem beißen Leib
du Weib ...*

Villon/Zech¹

FÜR MINHOÏ

¹ Aus einem Gedicht von Paul Zech, inspiriert von François Villon

VORWORT DES HERAUSGEBERS

»ENFANT TERRIBLE«, das war in den Medien die hauptsächlich benutzte, hilflose Charakterisierung der Person Klaus Kinski (1926–1991). – Hilflös und unzureichend, denn hinter dem »schrecklichen Kind« verbarg sich eine vielschichtige Person, der man heute wohl in psychopathologischen Termini eine »bipolare schizoaffektive Störung« zuschreiben würde.

Dieser Zustand brachte all die genialen und grausamen Momente hervor, die man von Kinski kennt: Die kompromisslos intensive Übernahme der Charaktere, die er in seinen Filmen verkörperte. Eine Bühnenpräsenz, die ihresgleichen suchte, am Theater und bei seinen Lesungen. Dominantes Charisma, das alle anderen in einem Raum oder in einem Fernsehstudio verstummen ließ. So wurde er zum beeindruckendsten deutschen Schauspieler.

Die grausame Seite: Die Geringschätzung der Wünsche anderer, die egomanische Durchsetzung des eigenen Willens – zerstörte Seelen zurücklassend. Das ging hin bis zum sexuellen Missbrauch Minderjähriger, ganz egal, ob sie Familienmitglieder waren oder nicht. 2013 bezichtigte ihn seine Tochter Pola des langjährigen sexuellen Missbrauchs². Seine andere Tochter Nastassja sagte über ihn sinngemäß: Bei manchen Menschen ist es besser, wenn sie tot sind.

In seiner ersten Autobiographie von 1975, die hier unzensuriert vorliegt, offenbart Kinski freimütig seine dunklen Seiten und spricht Dinge aus, die andere nicht einmal zu denken wagen. In mehreren Passagen seines Buches schildert er, wie sehr er sich zu jungen Mädchen hingezogen fühlte – selbst wenn es noch Kinder waren. Eine Szene mit einer Dreizehnjährigen in Wien schildert er so: »Ich albere mit der Göre herum, sie reitet auf meinen Knien, lässt sich von mir den Podex tätscheln, lässt sich küssen, steckt mir ihre kleine stramme Zunge in den Hals und lacht ohne Unterlass. Ich habe ihr das Höschchen ausgezogen. Ihre Flaumhaare sind so weich, als hätte ich mit ihrer kleinen Möse einen Spatz in der Hand. Sie lässt sich auch die Tittenknöpfchen mit den Zähnen küssen. Aber sie lässt sich nicht die Möse öffnen.«

Über eine flüchtige Bekanntschaft in Buenos Aires schreibt er: » ... nicht sie interessiert mich, sondern ihre minderjährige Tochter. Die Mutter

² In ihrem 2013 erschienen Buch »Kindermund« schildert Pola Kinski den sexuellen Missbrauch durch den Vater zwischen ihrem neunten und neunzehnten Lebensjahr. Von Zeitzeugen konnten die Anschuldigungen nicht bestätigt werden. Polas Mutter sagte etwa, dass ihre Tochter »immer wieder inniglich zum Vater reisen« wollte. Zuzutrauen wären die Taten Kinski ohne Weiteres. Pola: »Das Infame war, dass er sagte, das sei ganz natürlich. Überall auf der Welt würden Väter das mit ihren Töchtern machen, nur in diesem spießigen Deutschland sei das nicht normal.«

leckt mir gleich das Gesicht ab. Aber ich lasse mich nicht erweichen, die Bedingung ist das Töchterchen. Ich ficke sie nur, wenn sie mir ihre Tochter gibt. Sie geht zum Bett, in dem die Kleine schläft, und zieht ihr die Decke weg ...«

Pädophil war Kinski nicht, denn seine Sexualität erstreckte sich auf alles, was weiblich war, egal ob Mädchen oder Frau. Das Buch ist durchsetzt mit Sex, mit Filmpartnerinnen, mit Bekanntschaften jeglicher Art, ob Stewardess, Garderobiere oder Journalistin. – Bei all dem könnte man vermuten, der Sexbesessene hätte keine Zeit für andere Dinge gehabt. Das Gegenteil ist der Fall: Kinski drehte im Lauf seiner Karriere rund 150 Filme und Fernsehproduktionen, tourte mit Lesungen von Villon-Texten³ durchs Land, ebenso mit einer skandalträchtigen Lesung aus der Bibel⁴. Viele seiner Filme, insbesondere die Italo-Western, die er in den späten 1960er Jahren in Rom drehte, betrachtete er als Schund. Es störte ihn nicht, denn er lebte auf großem Fuß und brauchte die Gagen. Manche seiner Filme wurden aber großartige Klassiker, etwa »Aguirre, der Zorn Gottes«, »Nosferatu« (1978), »Woyzeck« (1979) und »Fitzcarraldo« (1981), die er mit Regisseur Werner Herzog⁵ drehte.

1971 heiratete Kinski zum dritten und letzten Mal: die damals 19jährige vietnamesischstämmige Sprachstudentin Minhöi Geneviève Loanic zog ihn in den Bann, wie keine andere Frau zuvor, und mit ihr bekam er 1976 seinen einzigen Sohn, Nikolai. Doch auch diese Ehe hielt nicht für immer, 1979 kam die Scheidung, denn Minhöi konnte das Zusammenleben unter einem Dach nicht mehr ertragen. – Danach wurde Kinskis Leben etwas ruhiger. 1981 zog er nach Kalifornien, um seinem Sohn, der inzwischen mit seiner Mutter an der Westküste der USA lebte, nahe zu sein. Seine letzte Geliebte in dieser Zeit war die damals 19jährige italienische Schauspielerin Debora Caprioglio. – 1991 starb Klaus Kinski an den Folgen mehrerer unbehandelter Herzinfarkte in seinem schlichten Blockhaus beim kalifornischen Städtchen Lagunitas, nördlich von San Francisco.

© Joachim Andersen, Triton Publishing, 2024

³ Ab 1952 hatte Kinski Francois Villon auf kleinen Bühnen rezitiert, 1959 erschienen auf einem Plattenlabel zahlreiche Sprechplatten mit Rezitationen, u. a. von Werken Schillers, Brechts, Villons und Rimbauds.

⁴ »Jesus Christus Erlöser« wurde 1971 uraufgeführt, der vorgetragene Text ist von Kinski selbst verfasst, zum Großteil aber direkt aus dem Neuen Testament übernommen, insbesondere verwendete er Reden Jesu.

⁵ Herzog: »Der Mann hatte eine solche Intensität an sich, eine solche Präsenz auf der Leinwand, die eigentlich ohne Beispiel in der Filmgeschichte ist. Er war das einzige Genie, dem ich begegnet bin.«

ICH BIN SO WILD NACH DEINEM ERDBEERMUND

EINE MILLION MARK

»DAGEGEN sind die Rolling Stones ein Kindergarten!«

»Das hat sich noch niemand geleistet!«

»Das geht zu weit!«

Gemeint bin ich. Ich spreche das *Neue Testament*:

»Gesucht wird Jesus Christus. Angeklagt wegen Diebstahl, Verführung Minderjähriger, Gotteslästerung, Schändung von Kirchen, Beleidigung von Obrigkeiten, Missachtung der Gesetze, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Umgang mit Huren und Kriminellen ...«

In diesem Augenblick pöbelt jemand aus dem Zuschauerraum. Ich kann den Kerl nicht sehen. Ich bin von unerträglich starken Scheinwerfern geblendet, die alle auf mich gerichtet sind. Der nicht enden wollende Zuschauerraum der Deutschlandhalle in Berlin ist eine pechschwarze, undurchsichtige Wand.

»Komm her, wenn du was zu sagen hast«, rufe ich in die Dunkelheit. »Sonst bleib auf deinem Hintern sitzen und halt den Mund!«

Was will er? Will er sich wichtig tun? Hier ist nichts wichtig als das, was ich vorzutragen habe. Ich bin gekommen, die abenteuerlichste Geschichte der Menschheit zu erzählen: Das Leben von Jesus Christus. Diesem Zigeuner und Abenteurer, der sein Leben lieber massakrieren lässt, als lebendig mit den anderen Menschen zu verfaulen. Dieser furchtlose, modernste aller Menschen, der so ist, wie wir alle sein *wollen*. Du und ich.

Warum unterbricht mich also dieser Idiot? Er ist inzwischen auf dem Gerüst, auf dem ich stehe, angekommen. Ich überlasse ihm das Mikrofon, weil ich mir einfach nicht vorstellen kann, was dieser Angeber hier will. Alles, was er herausbekommt, ist:

»... Christus war ein Heiliger ... er hat sich nie mit Huren und Kriminellen abgegeben ... er war nicht so gewalttätig wie Kinski ... «

Was nennst du gewalttätig, du Schwätzer? Was weißt du denn von mir? Was weißt du von einem Mann wie Jesus Christus? Was weißt du von einer Hure und von einem Kriminellen?

So ist das also. Hier braucht nur einer zu kommen und noch einmal wiederzukäuen, was die verlogene Religion 2000 Jahre lang verhunzt hat, und schon hat er das Recht, mir übers Maul zu fahren? Das hier ist mein Laden! Meine Manager haben die Deutschlandhalle gemietet, damit ich auftreten kann! Und wer bei meiner Vorstellung nichts Besseres zu sagen hat als ich, der soll mir gefälligst nicht auf den Wecker gehen und 5000 Zuschauern den Abend klauen!

Ich reiße diesem Dummkopf das Mikrofon aus der Hand und gebe ihm einen Stoß. Denn er will mir weder das Mikro zurückgeben, noch will er von der Bildfläche verschwinden.

Den Rest besorgen meine Jungens, die dafür da sind, jeden, der stört, rauszufeuern. Als er sich auch mit ihnen anlegt, werfen sie ihn einfach die Treppe runter.

Andere Krakeeler, die zu dem Stotterer gehören und nur gekommen sind, um Stunk zu machen, mischen sich ein. Es entsteht ein Handgemenge, das sich zu einem ungeheuren Tumult auswächst. Parteien bilden sich, die aufeinander losgehen. Ein riesiges Polizeiaufgebot schwärmt im ganzen Saal und hinter der Bühne aus, um einer Massenschlägerei vorzubeugen. Die Polizisten sind alles Brocken. Schlagschutz vor den Gesichtern und Gummiknüppel in den Fäusten.

Na ja, denke ich. Das ist ja wieder wie vor 2000 Jahren. Die Stimmung in der Deutschlandhalle kocht. Und in diesen brodelnden Hexenkessel brülle ich:

»Entscheidet euch! Wenn ihr es euch gefallen lasst, dass solche Scheißer euch nach Belieben die Show verderben, dann leckt mich am Arsch!«

Ich schleudere das Mikrofon mitsamt dem Stativ, das an einem langen Kabel befestigt ist, das von der Decke hängt, vom Gerüst. Dann gehe ich hinter die Bühne und warte, was da kommen wird, während das Mikrostativ im Strahlenbündel der Scheinwerfer durch die Luft saust und hoch über den Zuschauern wie ein leeres Trapez im Zirkus hin- und herpendelt.

Hinter der Bühne stürmen von allen Seiten Menschen auf mich ein. Menschen, die mich umarmen, die mich küssen. Menschen, denen ich in Tausenden von Vorstellungen mein aus dem Leibe gerissenes Herz hingehalten habe.

Minhoi hängt an meinem Hals und weint. Sie hat Angst um mich. Sie hat noch nie eine Vorstellung von mir erlebt.

Überall Blitzlichter der Fotografen. Surrende Filmkameras von Wochenschau und Fernsehen. Reporter, die wie immer schwachsinnige und sinnlose Fragen stellen. Ich schiebe sie zur Seite. Was soll ich ihnen

sagen? Sie haben ja selbst alles miterlebt. Das ganze fängt an, mir auf die Nerven zu gehen. Ich schreie diese Aasgeier an, die ohne Unterlass um mich kreisen. Ich werde sie nicht los. Sie schleichen mir sogar hinterher, wenn ich pinkeln gehe.

Die Leute beschwören mich, auf die Bühne zurückzugehen, weiterzumachen. Ja! Ich will weitermachen. Aber erst, wenn die Rowdies aufhören, sich die Fresse einzuschlagen, und vor allem das Maul halten. Dieses Gesindel ist noch flotter als die Pharisäer. Die haben Jesus wenigstens ausreden lassen, bevor sie ihn angenagelt haben.

Die Zeit verstreicht. Die Zuschauer sind noch alle da. Keiner will nach Hause gehen. Alle warten, dass ich wiederkomme. Nein, die Vorstellung darf nicht abgesagt werden. Auf keinen Fall! Das werde ich diesen Menschen nicht antun. Ich habe immer ehrliches Spiel gespielt und mit vollem Einsatz bezahlt. Ich werde auch diesmal bezahlen.

Mitternacht. Langsam ist Ruhe eingetreten. Jetzt herrscht völlige Stille. Kein Mensch hustet. Keiner räuspert sich. Man kann eine Stecknadel fallen hören.

Ich bin aufgepeitscht und furchtbar erschöpft. Ich habe die letzten Nächte keinen Schlaf bekommen und bin seit vierzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen. Sechzehn TV-Interviews, Radio und Zeitungen nicht gerechnet. Außerdem habe ich während der Warterei eine Flasche Cognac ausgetrunken und seit dem vergangenen Morgen mindestens achtzig Zigaretten geraucht. Die letzten Wochen haben mich fast fertig gemacht. Die Schmerzen im Kopf sind zum Verrücktwerden. Ich steige langsam die Stufen zu diesem verdammten Gerüst hinauf, als steige ich auf ein Schafott. Dieses Aufs-Schafott-Steigen und dann alles überwinden, das war mein ganzes Leben.

Viele Zuschauer sind inzwischen von ihren hinteren Sitzen aufgestanden, haben sich auf dem freien Raum vor dem Gerüst zusammengedrängt und sich auf den Fußboden gelagert. Andere stehen. Woodstock. Eine riesige Gemeinde. Ich springe von dem vier Meter hohen Gerüst runter und stelle mich mitten unter sie. Dann spreche ich.

Die Schmerzen im Kopf sind wie weggeblasen. Ich fühle meinen Körper nicht mehr. Ich sehe sie ganz deutlich vor mir: die Gesichter. Die feinste Reaktion in jedem einzelnen Gesicht. Die Tausende von Augenpaaren, die mich ansehen. Brennende Augen.

Ich gehe von einem zum anderen. Bleibe lange vor jedem stehen. Setze mich zu ihm. Umarme ihn. Es sind die schönsten Stunden, die ich unter Menschen erleben darf. Das sind keine Frömmeler, zu denen ich spreche. O nein! Wilde, leidenschaftliche Mädchen und Jungen, Frauen

und Männer, Menschen jeden Alters, von Minderjährigen bis zu Greisen. Aber, und das ist das Wunder: alle sind jung!

Um zwei Uhr früh ist die Vorstellung zu Ende. Minhoï und ich fahren nicht direkt ins Hotel Kempinski zurück, wir sind zu aufgewühlt. Bis zum Abflug der Maschine ist noch viel Zeit, und wir haben nichts zu packen. Wir fahren zum Grunewald. Gehen durch den eisigen Morgen, Hand in Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Minhoï hat mich verstanden, obwohl ich während der Vorstellung nur deutsch gesprochen habe.

Meinen Vertrag für die hundert Vorstellungen, die ich in allen fünf Kontinenten geben sollte, zerreiße ich. Er war eine Million Mark wert. Es interessiert mich nicht. Nicht, weil ich reich bin. Wir besitzen nichts. Nicht, weil ich mich fürchte, den Buddha vom Thron zu stoßen. Das habe ich längst getan. Ich pfeife drauf, dass die Kirchen angedroht haben, meine Vorstellungen zu boykottieren. Es langweilt mich, dass die Manager der größten Häuser in verschiedenen deutschen Städten sich weigern, mich auftreten zu lassen, weil sie Angst um ihr Mobiliar haben; und der Herr Kapłan, der das Buch »Jesus in schlechter Gesellschaft« geschrieben hat, nicht offiziell mit mir gesehen werden will.

Wie das alles begonnen hat? Ich dachte: dieses Herumgeficke ist Scheiße. Ferrari und Rolls-Royce ist Scheiße. Villa und Luxuswohnung ist Scheiße. Ich hatte es satt! Satt! Satt, Schauspieler zu sein!

Eine Zigeunerin, die einmal meine Geliebte war, antwortete mir auf meine Frage, warum sie nie ins Theater oder ins Kino geht:

»In unserer Sippe gingen zwei Männer mit dem Messer aufeinander los. Der eine hat den anderen erstochen. Ich habe den Toten gesehen und ihn berührt. Er war wirklich tot. Der andere lebte wirklich.«

Das ist der Unterschied zwischen gespieltem und wirklichem Leben.

Hier ist das meine:

ERSTER TEIL – ASPHALT- DSCHUNDEL

HALTET DEN DIEB

»RÜHR DICH JETZT NICHT vom Fleck«, sagt mein Vater und verbeugt sich vor mir.

Ich gehorche ihm im allgemeinen nicht. Aber er sagt es so dringend und bittend, dass ich neugierig stehenbleibe.

Was hat er vor? Warum soll ich denn nicht mit rein? Hat er überhaupt Geld, dass er in so einen Laden geht? Ich komme nicht mehr dazu, meine Gedanken auszusprechen. Mein Vater ist in das mit Menschen überfüllte Feinkostgeschäft eingetreten.

Ich rühre mich nicht vom Fleck. Ich trete nur ab und zu von einem Bein aufs andere, weil mir die Füße in den zu engen Schuhen brennen.

Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen: Es muss einen Grund haben, warum mein Vater sich vor kleinen Kindern verbeugt.

Ich erkläre das so: Mein Vater, der früher Opernsänger war, hat während eines Gastspiels in Tokio die Sitte der Japaner angenommen, sich voreinander zu verbeugen. Ich hatte einmal gesehen, wie mein Vater, als er sich unbeobachtet glaubte, vor dem Spiegel Grimassen zog. Atemberaubende Grimassen. Von einer hypnotischen Kraft wie die Masken des japanischen Kabuki⁶. Er machte dabei Bewegungen und riss den Mund auf, als ob er singen würde. Sein Brustkasten hob und senkte sich gewaltig, sogar seine Halsschlagader schwellte an, aber – merkwürdig, es kam kein Ton aus seiner Kehle.

»Da hast du's!« höhnen meine Brüder. »Du hast selbst gesehen, dass er nicht singen kann!«

Sie sagen, das mit dem Opernsänger ist eine Ente. Keiner von uns habe unseren Vater jemals singen hören. Jedenfalls wäre er, soviel sie wüssten, Apotheker und nicht Opernsänger.

Wer mein Vater war, was er getrieben hat, wo er herkommt, weiß kein Mensch. Man weiß nur, dass er keine Eltern hatte.

Vielleicht ist das der Grund, warum er sich vor kleinen Kindern verbeugt. Sonst weiß man nichts. Er vertraut sich niemandem an.

⁶ Kabuki ist das traditionelle japanische Theater des 17. bis 19. Jahrhunderts, mit den Elementen Gesang, Pantomime und Tanz

Wir Straßenjungen nennen meinen Vater »Glatze«, »Rübe«, »Bulle« oder einfach »Osram«. Tatsächlich leuchtet seine Glatze im Licht wie eine Osram-Birne.

»Rübe« heißt er, weil er sich anhört, als ob man eine Rübe schabt, wenn er sich den Schädel schert. Er kann das Rasiermesser, das wie eine alte Unkrauthacke lauter Scharten hat, wirklich nicht mehr benutzen.

»Messerschleifen kostet Geld«, schreit meine Mutter und reißt ihm das Rasiermesser aus der Hand. Aber auch sie, die sonst immer so geschickt ist, hat ihm schon ganze Hautstücke herausgehackt.

Mein Vater hat Geburtstag. Nur an einem Tag wie heute geht er zu einem richtigen Barbier. Dieser Barbier ist ein besonderes Kerlchen. Ursprünglich Tänzer. Dann Masseur in einem Männerbordell in Istanbul. Kurz, dieser Homo setzt seine gefährlich geschliffene Klinge zart wie ein jüdischer Schlächter an und hat meinen Vater nie verletzt. Meine Mutter hat ihm nachspioniert. Sie hat ihr Gesicht ganz nah an die Glasscheibe des Frisörgeschäfts gedrückt und aufgeregt miterlebt, wie dieser »Schächter« (so wird er danach von uns genannt) in flinken Pirouetten um seine Glatze tanzte. Als alles vorüber war, habe mein Vater absichtlich und etwas schnoddrig 70 Pfennig auf die Tischplatte gepfefert, obwohl die Rasur nur 50 macht.

»Diese Ausflüge sind natürlich reiner Luxus«, fügt meine Mutter nach ihrem Bericht hinzu.

Mein Vater tritt immer als feiner Pinkel auf, um seine Armut zu vertuschen.

Jeder bleibt sofort an dem Monokel hängen. Das ist eigentlich gar kein Monokel, sondern ein loses Brillenglas. Aber mein Vater besitzt die Unverfrorenheit, sich diese schon tausendmal runtergefallene, angeschlagene Scherbe in sein linkes Auge zu klemmen. Er kann auf diesem Auge ohne das Ding nichts sehen. Auf dem rechten ist er sowieso blind. Er braucht also nur eine halbe Brille. In jedem Fall ist durch das Monokel die Kleidung außer Gefahr. Niemand kann sie in die Zange nehmen und ihn deshalb verhöhnen.

Es ist bereits eine Ewigkeit her, dass er in den Feinkostladen ging. Ich sehe mich wild nach allen Seiten um, wo ich urinieren könnte. Ich verliere langsam die Geduld.

»Bulle« heißt er nicht nur wegen seiner großen Genitalien. Bulle ist auch die Abkürzung für Bulldogge. Nicht wegen seiner Glatze – diese englischen Hunde sehen ja auch aus, als ob sie eine Glatze hätten –, sondern sein ganzes Gesicht ist so. Er hat die gleichen traurigen, blutunterlaufenen Augen, deren Unterlider etwas nach unten hängen, und die zerplatzten roten Äderchen freilegen. Alles an diesem Gesicht zieht sich

nach unten, als habe er zu viel Haut. Die Falten auf Stirn und Nacken, die so tief wie Narben sind, enden ohne Übergang in seiner Glatze.

»Die Kiefer von Bulldoggen und Haifischen«, habe ich ihn in einer seiner frechen Stegreif-Stories sagen hören, »lassen sich nicht mehr öffnen, sobald sie mit ihren doppelreihigen Zähnen zugeschnappt haben. Das macht diese Tiere so gefährlich.«

Wenn ich auch nicht glaube, dass er mit seinen Zähnen nach jemand schnappen würde, so habe ich doch wenigstens die erste Zeit gehofft, dass die Leute Angst vor ihm haben. Nicht nur wegen des Bulldoggengesichts. Er besitzt ungewöhnlich starke Muskeln und ist breit wie ein Athlet. Ich sah ihn im Bett vollkommen nackt und habe ihn ausgiebig studiert.

Aber da hatte ich mich getäuscht. Ein Fremder kann seine Muskeln ja nicht sehen und denkt nur zynisch »Pinkel« oder »Glatze«. Mein Vater wirkt angekleidet nicht sehr stark.

Das Bulldoggengesicht macht überhaupt keinen Eindruck, außer, dass man sich über ihn lustig macht. Ich habe mich belehren lassen müssen, dass Bulldoggen bei Dilettanten, und das sind ja die meisten Leute, als Missgeburten gelten. Sie sind eher als harmlos verschrien, und vielen wegen ihrer Seltenheit unbekannt.

Ich bin selbst Zeuge, wie ein kleiner Junge zu seiner Mutter sagt, als eine Bulldogge vorübergeht: »Sieh mal, Mutti, da geht ein Schwein.«

Ich weiß also, dass mein Vater bestenfalls als harmloses Schwein betrachtet wird. Das tut mir weh. Denn ich habe meinen Vater lieb und mir so sehr gewünscht, dass er den Leuten Angst einjagt. Wenn man arm ist, hat man keine andere Waffe, als seinem Nächsten Angst zu machen.

Mir ist schwindlig von dem angestregten Denken und auch vor Hunger, dass ich mich in einer Art Rauschzustand befinde ... als mein Vater aus dem Geschäft herausgeschossen kommt und wie ein Schatten über mich hinwegwischt. Alles ist wie im Stummfilm. Wie im Traum. Ich falle erst aus allen Wolken, als ich eine Stimme schreien höre:

»Haltet den Dieb!«

BLUT GELECKT

»SCHLAGT IHM MIT IRGEND ETWAS AUF DIE GLATZE! Haltet ihn mit allen Mitteln fest!«

Das Echo dröhnt in meinen Ohren und treibt mich noch mehr an.

»Er hat Blut geleck«, spote ich.

Ich laufe und laufe, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden soll. Stöhnend, mit der schweren Schürze kämpfend, unsere Misere, das

Geklaue, den Ladenbesitzer und meinen Vater verfluchend, der diese heillose Schweinerei ausgelöst hat.

Der ganze Auftritt rollt noch einmal in Zeitlupe vor meinen Augen ab: Mein Vater, der aus dem Geschäft herausgeschossen kommt. Der Ladenbesitzer, der über mich zu Boden stürzt und wie ein Käfer auf dem Rücken liegen bleibt. Die Äpfel, die nach allen Seiten fliegen – die verzerrten Gesichter – der endlose Augenblick bis alle begreifen, was vorgefallen ist – und dann das Gebrüll von Diebstahl und die Woge der Verfolger, die hinter meinem Vater zusammenschlägt und ihm um ein Haar die ganze Gegend auf den Hals hetzt.

Ich schlage mir die eine Faust in meine Magengegend und halte mit der anderen die Schürze mit den Äpfeln fest, die gegen meine Beine schlackert und mich am Laufen hindert. Ich vergaß zu erwähnen, dass ich alle Äpfel schnell in meine große Schürzentasche eingesammelt habe, die sich bis auf die Fahrbahn ergossen hatten, als dieser Idiot von Ladenbesitzer über mich stolperte, mich umriss und ich gegen die Obststände vor dem Laden prallte.

Das Klatschen meiner Sohlen auf dem harten Asphalt hallt in meinem Schädel wie ein Teppichklopper. Mein schwerer, kurzer Atem schneidet wie ein Messer in die Lungen ... Ich verlangsame meine Schritte, während mir schwarz vor Augen wird. Außerdem merke ich, dass ich mir in die Hosen strulle.

Zum Schlitzaufmachen ist es jetzt zu spät. Ich fühle, wie es heiß in Strömen an der Innenseite meiner Schenkel runterläuft. Ich hatte schon eine volle Blase, als ich auf meinen Vater warten musste. Ich wollte ihn nicht blamieren und an die Häuser pissen.

»Wo ist er denn bloß hin!«

Ich balle die Fäuste in den Hosentaschen und stoße fluchend mit den Füßen alle Steine vor mir her, die mir in die Quere kommen. Obwohl meine Mutter es mir verboten hat, weil ich nur ein Paar Schuhe habe.

Da packt mich eine große Hand am Kragen und zerrt mich in einen Hauseingang. Als ich herumwirble, sehe ich, dass es mein Vater ist. Dicke Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn. Er weint.

»Papa, was hast du?«

Anstatt zu antworten, schluchzt er erst recht wie ein kleines Kind und zieht mich mit solcher Gewalt an sich, dass mir jetzt völlig die Luft wegbleibt, während er eine Tafel Schokolade in seiner verkrampten Faust zerdrückt.

Wenn ich auch zum ersten Mal erlebe, dass er stiehlt und einerseits sogar stolz auf ihn bin, bin ich andererseits von ihm enttäuscht. Abgesehen von dem Tohuwabohu, das er angerichtet hat, hat er nur

Schokolade geklaut? Und wegen dieser einen Tafel Schokolade hat er mich mit voller Blase und zu engen Schuhen über eine Stunde auf der Straße warten lassen? Ich beginne ihn abzutasten, soweit mir das in seinen liebevollen Pranken möglich ist – nichts! Er hat wirklich nicht mehr. Und warum weint er denn? Ich lasse die Schokoladentafel nicht aus den Augen und mache mir Sorgen, dass er sie ganz ruinieren wird.

»Warum weinst du, Papa?«

»Sag niemand, was du gesehen hast ...«

Ich versuche, mich aus seinem Schwitzkasten zu befreien. Er merkt vor lauter Rührung nicht, dass er mich fast erwürgt.

»Ehrenwort, Papa. Du kannst dich auf mich verlassen.«

Er will etwas sagen ... aber ein heftiger Weinkrampf hindert ihn am Weitersprechen. Von neuem bricht ihm der Schweiß aus.

Geniert er sich, weil der Fischzug eine Pleite war? Sitzt ihm der Schreck noch in den Gliedern? Beides ist menschlich. Ich begreife ihn. Wenn das aber nicht der Grund ist? Wenn er sich statt dessen schämt, dass er gestohlen hat und sich bei der ersten Gelegenheit verplappert? Scheiße. Er bringt uns alle in Gefahr, wenn er sich nicht zusammenreißen kann.

Mein Vater hat nie Geld, weil er keine Arbeit hat. Obgleich er sich die Hacken danach schief läuft, klappt es nicht. Entweder will ihn keiner oder er fliegt prompt nach spätestens vier Wochen wieder raus. Warum, weiß ich nicht, es gibt jedenfalls immer Streit. Fällt es dir nicht endlich wie Schuppen von den Augen? Deswegen hast du deine schönsten Jugendjahre geopfert und bis in die Nächte Griechisch und Latein gebüffelt? Um eines Tages Handlanger zu werden, mit sechzig Jahren eine Tafel Schokolade zu stehlen, vor einem Hanswurst davonzulaufen und zu weinen, weil du dich all dessen schämst? Worüber wunderst du dich? Ist es nicht ganz in Ordnung, dass der jeweilige Apothekenbesitzer, der gerade dein Boss ist, dich wie einen Handlanger behandelt, den er mir nichts dir nichts rausfeuern kann, wann es ihm passt? »Das ist die Höhe! sagst du? »Wissen wiegt mehr als Geld«, behauptest du? Dass ich nicht lache! Du bist ein Handlanger! Du kannst dich nie, nicht einmal im Traum mit einem Apothekenbesitzer messen! Wie viele Jahre, Jahrzehnte, ach was, Jahrhunderte müsstest du schufteln, um eine eigene Apotheke abzuzahlen oder auch nur zu pachten, ohne in eine Bank einzubrechen? Nein, nein. Du bleibst ein Handlanger. Ein hochgebildeter, aber ein Handlanger. Auf jeden Fall bist du nicht wichtig, sonst würde man dir Arbeit geben.

Er weint über sein verpatztes Leben, das er nicht zu nützen verstanden hat. Ich habe das kindliche Verlangen etwas für ihn zu tun, ihm zu

helfen, ihn zu beschützen. Ich zerre wie von Sinnen an den Fäusten, die er sich in die Augen bohrt:

»Hör doch auf zu weinen, Papa. Papa ... lieber Papa ...«

Eines steht fest, man kann ihn unter keinen Umständen mehr stehlen gehen lassen. Allein schon gar nicht. Dann das Gewarte vor der Ladentür. Und diese Rennerei möchte ich auch nicht noch mal erleben.

Er klammert sich so fest an mich, als wollte er sagen, »lass es mich noch ein einziges Mal versuchen«. Ich weiß. Es ist nicht leicht, das Klauen wieder sein zu lassen, wenn man erst einmal Blut geleck hat. Aber die Entscheidung hängt ja nicht von mir ab. Man darf es auch verdammt noch mal nicht auf die Spitze treiben. Er muss einsehen, dass er als Dieb nicht in Frage kommt. Er ist nicht abgebrüht genug, das ist es. Und er fällt mit dem Gesicht und mit der Glatze zu sehr auf.

Überhaupt ist er nicht der Typ dazu.

Ich bin zwar erst fünf Jahre alt. Aber ich bin ein Straßenjunge. Ich lerne das Stehlen schnell und gründlich und werde nie gefasst.

WO IST EIN PLATZ FÜR MICH

ICH WEIß, dass Stehlen verboten ist, das genügt mir. Ich passe auf.

Sobald ich genug gestohlen habe, springe ich mit meiner schweren Bauchtasche (was mir den Beinamen »Känguruh« einträgt) nach Hause. Wir schlafen zu sechst in einem Zimmer und in einem Bett.

Heute ist ein besonders gemeiner Tag. Wir haben seit zweiundsiebzig Stunden nichts mehr gegessen. Ich bin vor einer Woche auf dem stockfinsternen Korridor gegen eines dieser widerwärtigen Möbelstücke gestoßen, die alle wie lackierte Säрге aussehen und mit denen der Hausbesitzer das ganze Haus verrammelt hat. Ich habe mir den Fußknöchel angeschlagen, der heute noch böse geschwollen ist. Seitdem ist es mit dem Stehlen aus. Das bisschen eiserne Reserve ist seit drei Tagen aufgebraucht. Ich habe die Schnauze voll, tatenlos zuzusehen, wie wir langsam dahinkriechen. Aber ich bin vor Hunger so geschwächt und mir ist so übel, dass ich erst lange auf den Haustürstufen sitzen muss, bis ich die Kraft aufbringe, zu meinem Lebensmittelgeschäft zu hinken. Heute werde ich auf alle Fälle gehen, und wenn ich auf allen vieren rüber muss.

Meine Mutter setzt sich neben mich.

»Hast du starke Schmerzen?«

»Es geht.«

»Was muss mein kleines Känguruh in diesen Tagen auszuhalten haben.«

»Ich bin doch keine Memme.«

»Entschuldige. Komm wenigstens ins Haus.«

»Ich will nicht in das Haus. Lass mich bitte hier auf den Steinstufen.«

»Du sollst mit deinem kranken Fuß noch gar nicht auf die Straße. Überhaupt ist das nicht der geeignete Platz für meinen kleinen Liebling.«

Sie erschrickt sofort über den haarsträubenden Unsinn, den sie redet.

»Wo ist denn ein geeigneter Platz für mich, Mutti?«

Sie ist furchtbar verlegen, zieht mich verlobt an den Haaren, schnurrt wie eine Katze und druckst herum, um irgendetwas Sinnvolles zu sagen.

»Ist der Fuß sehr heiß? Willst du, dass ich den Umschlag mit essig-saurer Tonerde erneuere?«

»Nein danke. Er ist noch nicht sehr heiß.«

»... Heute kriegen wir alle was zu essen, darauf kannst du dich verlassen.«

Sie klammert sich, wie wir alle, an diese fixe Idee, die uns von Stunde zu Stunde aufrecht hält. »Ja, Mutti.«

Ich will eigentlich sagen: Und du kannst dich darauf verlassen, dass ich nicht aufgeben werde. Nie. Dass mich, außer der liebe Gott, niemand und nichts in die Knie zwingen wird. Dass ich dir eines Tages deine tapfere Liebe vergelten werde. Dass ich dafür sorgen werde, dass du nicht mehr wie ein Sträfling schuftet musst. Dass ich eines Tages aus eigener Kraft so viel Geld verdienen werde, dass ich dir sogar einen Wintermantel kaufen kann, Fäustlinge und warme Schuhe für deine Frostbeulen. Dass du so viel echten Bohnenkaffee trinken und Honigsemeln essen sollst wie du willst.

Ja, das will ich dir eigentlich sagen. Aber ich sage es noch nicht, weil es eines Tages eine Überraschung werden soll.

»Soweit wie heute wird es nicht mehr kommen, das musst du nicht denken, mein kleines Kängu ...« »Nein, Mutti.«

Die Kehle ist ihr trocken vom Lügen.

»Es wird alles gut werden«, haucht sie ganz nah an meinem Gesicht.

Ich schlucke lange an dem Kloß in meinem Hals, damit ich nicht losheulen muss. Ich darf jetzt nicht schlappmachen. Ich brauche für das, was ich vorhabe, alle Kraft.

»Ja, Mutti.«

Ihr Mund verzieht sich zu einem schwachen Lachen, so dass sie ihre zerstörten Zähne entblößt. »Graust dir nicht vor deiner zahnlosen Mutti?«

»Sag nicht immer zahnlose Mutti.«

»Aber es stimmt doch. Jeder kann sehen, dass ich fast keine Zähne habe, obwohl ich noch so jung bin. Manchmal habe ich Angst, dass du dich meiner wegen schämst.«

»Das ist nicht wahr! Ich will, dass du mich auch ohne Zähne mein ganzes Leben lang küssen sollst!« Sie nimmt meinen Kopf in ihre rauen Hände und drückt ihn in ihren offenen Schoß, dass ich ihren erregenden Geruch einatme. Ich bleibe mit meinem Gesicht ganz dicht an ihrem Leib und streife mit meinen Lippen über ihren heißen Bauch und ihre winzigen steifen Brüste, bis ich mit meinem Mund ganz nah unter dem ihren bin. Sie beugt sich über mich und küsst mich mit ihren fleischigen feuchten Lippen wie mit einem Schwamm lange auf den Mund. Ihre riesigen wunderschönen Augen leuchten in ihrem verhungerten Gesicht wie Glasmurmeln.

Als ich wieder allein bin, reiße ich mich zusammen, humpel so schnell ich kann über die Straße und krieche auf meinen Platz unter die hölzernen Regale vor dem Lebensmittelgeschäft, auf denen die Waren pyramidenförmig gestaffelt oder zu Bergen aufgeschüttet sind.

Ich darf keine falsche Bewegung machen, die Nerven nicht verlieren und nicht zittern. Man muss für diese heikle Arbeit eine ruhige Hand besitzen, Fingerspitzengefühl. Wie beim Mikadospiel.

Der freie Raum unter den Holzregalen ist sehr niedrig. Ich muss in der Hocke – wenn ich die Gestelle nicht ständig anstoßen und dadurch ins Wackeln bringen will – die Wirbelsäule so krümmen, dass mein Kopf mit dem Gesicht nach unten weit nach vorn gezwungen wird. Dabei drehe ich den Kopf je nachdem aufs linke oder rechte Ohr, und die Knie drücken gegen die gespannte Gurgel. Genau gesagt gegen den Adamsapfel. Der Hintern muss dabei unten bleiben, ohne auf die Pflastersteine aufzustoßen, wodurch ich nach rückwärts kippen würde. Damit dies nicht geschehen kann, stemme ich mich mit dem Rücken gegen die Schaufensterscheibe. Magen, Leber, Galle werden gegen Herz und Brustkasten gepresst, so dass sich das Blut in meinen Adern staut und ich nur in kleinen kurzen Stößen atmen kann. Die Schürze hängt während der ganzen Zeit über meine Knie und liegt mit ihrer großen Tasche halb auf den Steinen auf. In sie wird die Ware eingesammelt.

Sobald ich diese Stellung einmal eingenommen habe, kann ich sie bis zum Verlassen meines Platzes ohne Risiko nicht mehr verändern, außer, dass ich höchstens den einen oder anderen Fuß wie ein Huhn vom Boden lüften kann. Direkt anziehen wie ein Hahn kann ich ihn nicht.

Die Schwellung am Fuß macht mir in der gehockten Stellung schwer zu schaffen. Wann immer es geht, werde ich das gesamte Körpergewicht auf den gesunden Fuß verlagern müssen. Vielleicht lassen die Schmer-

zen wenigstens etwas nach und ich werde nicht aufschreiben müssen. Falls ich trotzdem schreien muss, werde ich mir eine Kartoffel oder irgendetwas in den Mund stopfen.

Der Ladenbesitzer, den ich am Gestank seiner Füße erkenne, kommt immer wieder nach draußen, um alle möglichen Waren aufzubauen oder etwas von den Ständen wegzunehmen. Das ist vielleicht ein Pedant. Er fummelt ohne Unterlass an allem rum, und seine Stinkfüße bleiben eine Ewigkeit direkt vor meiner Nase stehen. Das fehlt mir noch!

Ich kann dem Pestgeruch nur dadurch für kurze Zeit entgehen, indem ich einfach aufhöre zu atmen – bis mir fast der Kopf platzt und ich wieder etwas Pest einatmen muss, wenn ich nicht zappeln will. Sonst kann ich nichts tun, solange er sich hier herumtreibt. Ich warte also, bis er von einem Kunden gerufen wird.

Als der Käsefuß wieder überraschend nach draußen kommt, muss ich in der Bewegung, die ich gerade ausführen will, versteinern. Das ist wie beim Lebende Bilder spielen, wo man sich totlacht über die verrücktesten Stellungen, in denen man erstarrt. Mit dem Unterschied, dass mir in meiner Lage weniger zum Lachen zumute ist.

Der Schmerz in meinem Fußgelenk wird so unerträglich, dass ich mir ein Kohlblatt in den Mund stopfe, um nicht aufzuschreien. Dann verliere ich die Besinnung

Ich muss eine Zeitlang ohnmächtig gewesen sein – als ich wieder zu mir komme, das Kohlblatt noch im Mund.

In Panik, wie eine in die Enge getriebene Ratte, versuche ich, mich aus dieser Marterstellung zu befreien. Ohne Erfolg. Meine Glieder sind bis in die Zehen abgestorben. Ich habe Ohrensausen. Im Brustkasten verspüre ich einen stechenden Schmerz. Aus meiner Nase tropft Blut auf meine Schuhe. Es ist bereits dunkel. Wie spät mag es um Gottes willen sein! Und wenn es kurz vor Ladenschluss ist? Ich habe noch nichts in meiner Schürze! Ich greife wahllos alles, was mir zwischen die klammen Finger kommt, und reiße fast die Stände auseinander.

Als ich vollgepackt bin, ich weiß nicht einmal womit, schiebe ich mich schlurfend Stückchen um Stückchen aus dem Verhau. Ich beiße die Zähne so fest aufeinander, dass ich sie knirschen höre. Als ich wieder Zentimeter um Zentimeter in die Höhe komme, schreie ich endlich vor Schmerzen auf. Glücklicherweise steht niemand vor dem Laden, und es kommt auch niemand vorbei. Puh! Das war was!

Erst später wird mir klar, dass ich verdammt leichtsinnig gehandelt habe.

Ich habe die Straße schon fast überquert, als ich von einem vorbeiflitzenden Motorrad erfasst und zirka zwanzig Meter weit mitgeschleift werde, wobei mein Kopf andauernd auf den Asphalt aufschlägt.

Der Unfall ist um so idiotischer, als der Verkehr in dieser Gegend harmlos ist und ich immer wie ein Luchs aufpasse, wenn ich eine Straße überquere. Es muss wohl daran gelegen haben, dass ich so geschwächt bin und so schlecht laufen kann.

Als der Motorradfahrer seine Maschine endlich stoppen kann, ist der Inhalt meiner Schürze in alle Richtungen katapultiert. Zitronen, Apfelsinen, Mohrrüben, Kartoffeln, Affenbrot sind wie Geschosse durch die Luft gesaut. Ein Marmeladeneimer ist auf dem Bürgersteig zerschmettert.

Die Fußgänger schreien auf den Motorradfahrer ein, als wollten sie ihn lynchen. Er hat beinahe einen größeren Schock erlitten als ich. Er ist leichenblass, duckt sich wie ein getretener Köter und hebt die Ellbogen nur schüchtern halb über den Kopf, weil ein besonders vorwitziger Kretin ihm seine blanke Faust unter die Nase hält. Ich selbst habe ein Loch im Kopf.

Meine Brüder wachsen wie zwei Pilze aus der Erde und sammeln die zum Teil noch brauchbaren Lebensmittel ein.

Die Fußgänger sind durch das Auftauchen meiner Brüderchen so gerührt, dass sie den Motorradfahrer für einen Augenblick aus ihren Klauen lassen und den beiden zu Hilfe eilen. Selbst der Käsefuß stürzt aus seinem Laden und hilft meinen Brüdern seine eigenen Lebensmittel einsammeln. Dann trägt mich ein Pupe ins Haus. *Pupen* nennen wir die Polizisten.

Meine Mutter schreit, macht sich aber ohne Umschweife daran, mich zu verbinden, was sie wirklich großartig kann. Nur als sie Jod an die Wunde bringen will, schlage ich ihre Hand zurück.

Schlechte Tage zum Stehlen sind Regentage. Noch schlechtere, wenn es schneit. Bei Frost werden die Auslagen sogar nach innen verlegt. Es wäre sowieso nicht möglich, bei vereister Straße lange unter den Regalen auszuhalten.

Ist ein Geschäft leer, so können wir nur in Rudeln mit anderen Straßengängen was erreichen, ohne dass der Diebstahl sofort aufgedeckt wird. Ich halte von diesen Rudeln nichts. Wenn wir in Rudeln gehen, wird die Beute in zu viele Anteile aufgeteilt und es gibt immer Zankereien.

Du kannst natürlich auch schnurstracks in ein Geschäft gehen, einfach etwas grabtschen und dann türmen. Diese Methode hört sich zwar sehr plump an, funktioniert aber durch ihren Überraschungseffekt immer.

Bis die Leute aus dem Mustopf kommen, bist du längst über alle Berge. Natürlich musst du sehr schnell rennen können.

Ja, mein Lieber, das Stehlen hängt für dich auch vom Wetter ab. In solchen mageren Zeiten hocken wir oft bis in die Nacht auf dem kahlen Fußboden in unserem Zimmer, mit leerem Magen und ohne Spiel-sachen. Denn wenn es ein strenger Wintertag ist, dürfen wir nicht einmal auf die Straße. Wir besitzen keinen Mantel. Auch keine Fäustlinge und keine Stiefel, sondern nur Halbschuhe, deren Sohlen durchgelaufen sind. Für vier Kinder gibt es nur ein Leibchen und ein Paar lange Strümpfe. Die sind eigentlich für meine Schwester, aber meine Brüder ziehen auch das Leibchen und die Strümpfe an. Zur Schule gehen sie an solchen Tagen abwechselnd. Abwechselnd tragen wir auch die anderen Kleidungsstücke. Nur ich muss in die Sachen immer erst hineinwachsen. Obwohl wir alle nur ein Jahr auseinander sind, bin ich verhältnismäßig verflucht viel kleiner als meine Geschwister. Wenn es dann soweit ist, dass auch ich endlich in den Genuss des jeweiligen Kleidungsstückes kommen soll, das gerade unter ihnen die Runde macht, ist es reif für den Mülleimer.

Wir sind zwar außer unseren Frostbeulen gegen Kälte und Hitze abgehärtet, aber meine Mutter sorgt sich um uns alle, weil Arne Asthma hat. Achim weiß nicht mal, was eine Erkältung ist. Inge ist ein Felsblock. Mein Vater ist nie krank. Und meine Mutter hat in ihrem ganzen Leben noch keinen Wintermantel angehabt.

Ich stehe am Fenster wie ein gefangenes Tier im Zoo, das sich an den Gitterstäben seines Käfigs auf seinen Hinterfüßen aufstellt, und bitte Gott, dass er das Wetter ändern möge.

ICH WILL WEG VON HIER, WEG! WEG!

WENN ES IN DIESEM HAUS nur nicht so stinken würde. Ist das ein Müllhaufen!

Es stinkt aus allen Winkeln so verwest, dass ich ernsthaft darüber nachgrübele, wo der Zimmervermieter seine tote Mutter versteckt hat, damit er ihre Bestattungskosten nicht zu bezahlen braucht. Sie war genau an dem Tag gestorben, an dem wir eingezogen sind. Möglicherweise hat er sie in die Latrine versenkt.

Ihr Söhnchen ist ein solches Stück Mist, dass er sogar die Äpfel an den Bäumen zählt, damit wir sie nicht stehlen.

Eingekesselt zwischen unserem, dem angrenzenden Haus und den hässlichen Lattenzäunen, die die beiden offenen Seiten verbarrikadieren,

befinden sich, außer einem großen und zwei kleinen Apfelbäumen, noch ein paar kümmerliche Beerensträucher und Erdbeerbeete.

Sobald der ausgebuffte Lümmel merkt, dass wir zu fressen angefangen haben, wütet er wie eine Wildsau in dem Gestrüpp und in den Beeten. Er wird dabei so sehr von Angst gepackt, er könnte die Ernte nicht an einem Tage schaffen, dass er das Zeug ganze Hände voll einfach herunter schluckt, im Gehen, ohne zu kauen. Dabei flucht er wie ein Weib, fast mit Tränen in der Stimme, dass man ihn so hereingelegt hat.

Die Äpfel erntet er grün. Steinhart. Er weiß genau, dass ein Dieb nur eine sehr begrenzte Menge unreifes Obst vertragen kann, ohne Durchfall oder sogar Gelbsucht zu kriegen.

Aber dieses Vieh ist auch ein Pfandleiher und Blutsauger. Sein Paradestück: er zieht meiner Mutter ihren Ehering vom Finger.

Wir haben uns das selbst zuzuschreiben. Wir haben uns die Natter hochgezüchtet. Was ist da zu machen? Wir haben keine Wahl. Wir können die Miete nicht zahlen. Wir haben nichts zu beißen, nichts zu heizen. Er weiß das alles. Er weiß auch, dass ich stehle. Er braucht nur zu dem Lebensmittelhändler zu gehen und auszuposaunen, was er weiß. Dann sind wir geliefert. Das ist ein Teufelskreis. Je weniger wir unsere Ohnmacht vor ihm verbergen können, je tiefer wir in seine Schuld versinken, um so ölig wird seine Freundlichkeit. Um so mehr drängt er uns seine Hilfe auf, bietet uns an, uns hochzupäppeln. Nimmt meine Mutter seine »Kredite« an, so verstrickt sie sich vollends, bis sie nur noch mit ihrem nackten Leib bezahlen kann. Lehnt sie ab, verhungern und erfrieren wir, weil er uns den Laufpass gibt. Oder er zeigt uns an. Oder beides. Und so fort.

Wie wird das enden? Wird er ihr bald die Rechnung präsentieren, und wird sie mit ihm ins Bett gehen müssen? Ich glaube, ihre Angst, zur Hure zu werden, lässt sie jede Demütigung ertragen.

Zuerst fleht sie ihn an, dass er ihr den Ring am Finger lässt. Dass sie bereit ist, einen Schuldschein zu unterschreiben.

Er sagt, sie soll nicht darüber erschrecken, dass er ihr trotzdem den Ring vom Finger zieht. Das habe seine Richtigkeit bei einem Pfand. Der Bock zieht ihr also den Ehering vom Finger.

Am Ringfinger meiner Mutter bleibt ein etwas eingekerbter Reif zurück, etwas heller als die übrige gebräunte Haut.

Eigentlich müsste er das Pfand für anstehende Schulden verrechnen, aber er ist kein Unmensch. Gegenwert für den Ring: ein Kilo Graumehl, ein halbes Pfund Zucker, ein Kilo Kälberzähne (große Graupen), hundert Gramm Lorche (Kaffee-Ersatz), dreihundert Gramm Pflanzenfett, sechs Briketts und einen Block ungeschlagenes Holz.

Sie soll nicht glauben, dass er unsere Notlage ausnutzen will. Er gibt uns absichtlich für den Ring nicht mehr, damit uns das Wiederauslösen leichter fällt. Er wird den Ring nur aufheben, nur einen Monat lang, bis sie ihn wieder auslösen kommt. Und dann: der Herr will die geliehene Ware gar nicht wiederhaben, nein. Er bevorzugt Bargeld.

Am Arsch! Das ist keine reguläre Pfandleihe! Außerdem kann ein Blinder sehen, dass wir nie imstande sind, das Pfand innerhalb eines Monats einzulösen.

Er sagt, er ist sicher, dass meiner Mutter schon irgend was einfällt. Das ist die Höhe!

Jeden Morgen sind wir von Wanzen zerbissen. Auch unsere Gesichter sind verquollen. Ich rede mir ein, es sind Mückenstiche. Das ist nicht so ekelhaft.

Es wäre lächerlich, auf Wanzenjagd zu gehen. Es sind zu viele. Und wer ist imstande, den ganzen Tag Desinfektionsmittel zu schlucken, selbst wenn wir das Stinkzeug bezahlen könnten. Wir töten sie natürlich unaufhörlich. Unsere Matratze und die Wände sind über und über mit Blut besudelt, als hätten wir uns gegenseitig ermordet. Schließlich ist es unser Blut, mit dem sie vollgesogen sind und das in hohem Bogen verspritzt, wenn sie unter dem Druck unserer Körper an der Wand zerplatzen oder wir sie mit den Fingern quetschen.

Die Ratten steigen mit solcher Unverschämtheit über uns hinweg, hetzen atemlos die Wände hoch und sind so aufsässig und übermütig, als wären wir überhaupt nicht vorhanden. Die anderen behaupten zwar, das sei alles Komödie, um unseren Argwohn zu zerstreuen. Man könne sicher sein, dass sie uns, wenn wir vor Hunger geschwächt und vollkommen widerstandslos geworden sind, anfallen werden. Sie warten nur darauf. Ich meinerseits halte fanatisch an der Oberzeugung fest, sie spielen Einkriegezeck⁷: Immer wenn eine dran ist, reagiert sie mit einem lachenden, erschöpften, schadenfrohen oder hysterischen Geschrei. Es ist äußerst gefährlich, in ihr Spiel einzugreifen. Unter keinen Umständen darf man sie mit der Hand berühren. Ihr Biss ist giftig, weil sie die schlimmsten Krankheiten übertragen. Manchmal muss ich ihnen was an den Schädel schmeißen. Sie werden sonst wirklich zu frech. Wo haben sie nur das nahrhafte Essen her? Sie sind stramm wie Möpfe.

Die Küchenschaben erreichen ausgewachsen die Größe junger Schildkröten. Wir verbrennen sie lebendig mit dem Fidibus, wenn wir in die Küche dürfen. Im übrigen wetzen sie so unheimlich schnell, dass wir sie meistens nur an den Ärschen verkohlen.

⁷ Einkriegezeck: Im Berliner Raum gebräuchlich für »Fangen spielen«

Auf den Silberfischen trampeln wir ohne Erfolg herum.

Das Bett bewegt sich von allein, weil es sich zur Hälfte im Bauch der Holzwürmer befindet. Diese Würmer fressen uns das Bett wortwörtlich unter dem Hintern weg. Es wird von einem Augenblick zum anderen zusammenbrechen.

Was ein Badezimmer ist, erfahre ich erst sehr viel später. Waschen tun wir uns unter der Straßenpumpe, mit Schmierseife oder einfach mit Sand. Im Winter waschen wir uns in unserer Emailleschüssel. Das Wasser wird dann aus der Küche reingeholt. Wenn das Wasser gefriert, hängt ein Eiszapfen an der Wasserleitung. Wir brechen ihn ab und waschen uns damit. Warmes Wasser gibt es nicht.

Was ein Klo ist, weiß ich. Das ist ein Loch mit oder ohne Deckel, das entweder eines Tages ausgeleert oder zumindest zugeschüttet wird. Eine Latrine also. Wenn man den Deckel zu unserer Latrine abhebt, erstickt man fast an dem Gestank von Urin und Scheiße. Im selben Augenblick, und eh man sich versieht, hageln einem aus dem schwarzen Loch ganze Wolken hartsurrender Schmeißfliegen auf Mund und Augen.

Ich begreife nicht, warum niemand Chlorkalk in diese Hölle schüttet.

»Nicht der gemeinste Albtraum ist so grauenhaft!« brüllt meine Mutter mit einem gefährlichen Ausdruck in den Augen.

»Wir werden diesen Blutegel, wenn er beim Scheißen sitzt, Hieb um Hieb in die Latrine prügeln!« »Lebendig von den Maden fressen lassen!«

»Ja! Zuerst den fetten weißen Hintern! Sie sollen ihm im After wimmeln! Sich hocharbeiten und ihn von innen fressen!«

»Den Kopf zuletzt!«

»Auf keinen Fall die Nase! Er muss langsam vergiftet werden!«

»Die Augen auch nicht! Die Augen und die Lippen müssen frei bleiben für die grünen Fliegen!« »Den stahlglänzenden Fliegenhelm!«

»Wenn er erstickt ist, lassen wir ihn runterplumpsen!«

»Und scheißen ihn zu!«

Die Morddrohungen gegen den Pfandleiher werden ins Unendliche variiert, bis unser Racherausch immer in demselben Ausruf verläppert:

»Wenn wir wenigstens einen Wassereimer hätten!«

Wasser wäre natürlich völlig falsch, da die Jauche nie abfließen könnte. Außerdem kommt Wasser nicht in Frage. Die nächste Straßenpumpe ist viel zu weit entfernt. Die Gartenpumpe dürfen wir überhaupt nicht benutzen. Und das faule Leitungswasser, das nur in abgekochtem Zustand genießbar ist, darf einzig und allein zum Trinken, Kochen, Waschen und Zähneputzen verwendet werden.